Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 14 (1934-1935)
Heft: 1

Artikel: Heimat und Vaterland
Autor: Boerlin, Gerhard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-157831

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Verfügung stehenden Zeit, auch ein anderer Gleichwertiges zu leisten im Stande gewesen wäre.

Die ganze Angelegenheit macht mir, wie ich nicht verhehlen mag, einen recht kläglichen Eindruck; bei weniger Doktrinarismus und mehr politischem Verstand und Sinn für das Zweckmäßige hätte die Trennung vermieden werden können, ich glaube auch, daß eine Verständigung mit den Frontenführern möglich gewesen wäre. Weder der Genossenschaft für die Herausgabe der Monatshefte noch Herrn Dr. Oehler wird das Erscheinen zweier Zeitschriften, die sich in ihrem Inhalte eine nicht unbeträchtliche Strecke Weges decken werden, nützen; wir sind uns auch darüber klar, daß wir zu einem guten Teile von vorne anfangen müssen. Die gegenüber früher veränderten politischen Verhältnisse werden uns die Arbeit allerdings erleichtern; gewisse Annahmen und Voraussetzungen, um deren Verbreitung sich die offizielle Journalistik angelegentlichst bemüht hatte — credo quia absurdum — haben sich in weitem Umfange als unzutreffend erwiesen. Die veränderte Auffassung bietet uns den gesicherten Ausgangspunkt für unsere künftige Tätigkeit. Sie wird im wesentlichen die nämliche sein: die genaue Verfolgung der Politik des Auslandes, in erster Linie unserer Nachbarn, die Untersuchung dieser Politik hinsichtlich ihrer Auswirkungen auf die Schweiz und die Verfechtung einer schweizerischen Außenpolitik, die unseren Interessen dient und nicht denen der Andern. Dies bedeutet den Kampf für die Wirklichkeit und gegen die Phrasen; also ist das wiederum in Angriff zu nehmende Werk gerechtfertigt.

Heimat und Vaterland.

Von **Gerhard Boerlin.**

Eine Ansprache an der Schlußfeier des humanistischen Gymnasiums in Basel gab Veranlassung, sich mit den in der Überschrift genannten Begriffen und den damit verbundenen Vorstellungen und Empfindungen zu befassen. Das damals Gesagte einem anderen Kreise zu unterbreiten, rechtfertigt sich, weil Heimat und Vaterland wieder häufiger im Tageskampfe der Meinungen verwendet werden, und die Abklärung darüber nicht so selbstverständlich ist.

Wem man etwas unvermittelt die Frage vorlegen würde, was er darüber aussagen könnte, der wäre zunächst in einer kleinen Verlegenheit, so sehr er die Empfindung hat, daß es sich um Ge- und Verbundenheiten des Einzelnen mit einem Stück Erde und mit bestimmten Menschen handelt. Zunächst werden beide Ausdrücke als gleichbedeutend betrachtet und in Gottfried Kellers Gedicht das Feierliche: Oh mein Heimatland, oh mein

Vaterland, mein Schweizerland als ein mehr klanglich wirkungsvoller Wechsel denn als eine der Bedeutung und dem Werte nach abgestufte Anrufung verschiedener Dinge angesehen. Ein einfaches am Wege liegendes Beispiel macht einen Unterschied von Heimat und Vaterland sofort deutlich: es kann jemand sagen, das Dörflein Bettingen (bei Basel) ist meine Heimat, niemals aber es ist mein Vaterland. Selbst ein hochgemuter Berner, der die zwanzig und mehr Verse der eigenen Berner Landeshymnen auswendig weiß, wird sein Bernbiet schwerlich als sein Vaterland bezeichnen, sondern er wie der Bettinger erblicken dieses nur in der gesamten Schweiz. Dagegen kann nun diese Schweiz als Heimat ausgegeben werden, wenn es sich nicht um die besondere Abgrenzung im Innern, sondern gegenüber einem andern großen Ganzen, wie etwa dem deutschen Reich, handelt. Eine besonders eindringliche Gestalt nimmt die Heimat in der Vaterstadt an: also Basel ist Vaterstadt und Heimat, aber nicht Vaterland, schon weil nun hier das Wort Land eben dem Begriffe Stadt widerstrebt. Es ist aber auch nicht so, daß wenn Basel-Stadt mit Basel-Land wieder vereinigt wären, Basel die Vaterstadt und die Landschaft das Vaterland bedeuten würde. Damit ein städtisches Gemeinwesen als Vaterstadt empfunden wird, bedarf es einer gewissen Bedeutung, einer Geschichte, eines eigenen Lebens. Wer etwa von einem der vielen kleinen Städtchen des Mittellandes als von seiner Vaterstadt sprechen würde, z. B. von Brugg trotz seiner bedeutenden Männer, der würde den Mund etwas voll nehmen und die Kraft dieses Städtchens überschätzen, so wie einer, der von seinem Vaterdorf reden wollte. Andererseits sind die Weltstädte, auch solche mit großer geschichtlicher Vergangenheit und fortdauernder geschichtlicher Bedeutung, zu groß, als daß der Einzelne sich zu ihnen als seiner Vaterstadt in Beziehung setzen dürfte. Ja es braucht nicht einmal eine Weltstadt im gewöhnlichen Sinne zu sein, sie kann verhältnismäßig klein sein und doch über die einer vaterstädtischen Bedeutung weit hinausragen, z. B. wird es keinem selbst dort geborenen, aufgewachsenen, niedergelassenen und verheirateten Bewohner der Città Vaticana einfallen, von ihr als seiner Vaterstadt zu sprechen. Sie kann Heimat sein, wie aus den allgemeineren noch anzustellenden Betrachtungen sich ergeben wird, aber Vaterstadt, wie es Basel oder Genf sein kann, nicht. Aus dem Gesagten läßt sich nun der Schluß ziehen, daß Vaterland der umfassendere Begriff ist, schon räumlich setzt es den größeren Bereich voraus. Es hat sogar manchmal die Eigenschaft, unbegrenztes Gebiet zu erfassen und über politische Grenzen hinaus sich auszudehnen. Ganz anders die Heimat, die ihrem Wesen nach Abgeschlossenheit, Abgegrenztheit bedeutet: Begrenzung nicht im Sinne wie zwischen Grundstücken eine Grenze gezogen wird: wer von der Pfalz in Basel den Blick über das heimatliche Gefilde schweifen läßt, macht auch nicht an der Landesgrenze Halt, der erfaßt den im Badischen gelegenen Tüllinger Flügel wie den Hornfelsen und den Blauen in sein Heimatbild; insofern besitzt er sie, ohne weitere Ausdehnungsabsichten dabei zu hegen. Sobald

er freilich diesen ausländischen Boden betritt, ist das heimatliche Gefühl geschwächt oder ausgelöscht. Der Gegensatz zu dieser Begrenzung ist die unendliche Steppe, das unendliche Meer: Nomade und Seemann haben da keine Heimat: Zelt und Schiff sind wohl ihr Heim, wie der nicht seßhafte, häufig die Wohnstätte wechselnde Großstädter ein Heim, aber dort schwerlich eine Heimat hat. Nicht daß das bei dem in einer solchen Stadt aufgewachsenen Menschen unmöglich wäre: mit verborgenen Winkeln, Plätzen, in der Sperlingsgasse mit eigentümlichen Menschen in Beziehung stehend, kann sich auch hier eine heimatliche Verbundenheit einstellen, aber daneben oder darüber hinaus ist die gewaltige Stadt Fremde. Heimat besteht eben aus einem bestimmten begrenzten Stück Erde mit den Vorrichtungen zum Zusammenleben und zwar in eigenartigen Gestaltungen. Die Gletscherwelt unserer Alpen kann in diesem Sinne so wenig wie die Steppe zur Heimat werden, weil sie nicht zur dauernden bodengebundenen Lebensführung geeignet ist; so sehr sie nun auf der andern Seite zum Heimatbilde oder zur Vorstellung vom Vaterlande gehört. Das Gleichförmige läßt so wenig wie das Unendliche ein volles Heimatgefühl aufkommen, wie etwa unsere schablonenhaften Wohnkolonien, wobei Versuche zu einer Geschlossenheit wie im Freidorf bei Basel sehr zu anerkennen und andererseits nicht zu verkennen ist, daß Städtegründungen aus ältester Zeit wie etwa diejenige von Bern und die Erbauung ganzer Stadtquartiere im 18. Jahrhundert es an Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit auch nicht haben fehlen lassen. Da sei nun nicht versucht, die Gefühle der ersten Bewohner Berns oder der Potsdamer neuen Quartiere zu ergründen, aber mit der Zeit hat sich ein geschichtlicher Belag eingestellt, eine Überlieferung, welcher heimatliche Bedeutung nicht abzusprechen ist; immerhin mögen bei dem letzteren Beispiel Zweifel bestehen. Von großer Wichtigkeit ist dabei die Einbettung der neu gegründeten Heimstätten in die Landschaft: ist da einmal eine gewisse Verwachsung eingetreten, so fallen auch etwa noch vorhandene Hindernisse zur Verheimatung, wenn diese Wortbildung gestattet ist, bald hinweg. Der bisher angestellte Versuch, äußere Merkmale für das Heimatliche aufzustellen, konnte nicht gemacht werden, ohne bestimmte Empfindungen als Maßstab zur Hilfe zu rufen. Denn es gibt eben keine Heimat außerhalb der menschlichen Gemütswelt. Vom verwaltungsrechtlichen Begriff der Heimat sei hier nicht die Rede; immerhin enthält auch er die grundsätzliche Eigenschaft, daß Heimat die Gemeinde ist, wohin einer letzten Endes hingehört. Im höheren Sinn ist das Zugehörigkeitsgefühl zu einem bestimmten Flecken Erde, der einen im wesentlichen so geschaffen hat, wie man ist, und auf den man seinerseits mitgewirkt hat, selber oder durch die Vorverfahren, von deren Stamme man ist, die Vorverfahren, oder wie Bachofen empfand: die Toten. Zu diesem Gefühl der engsten Verwurzelung gesellt sich das des Geborgenseins gegenüber der unendlichen großen fremden Welt, ein Gefühl, das der nicht seßhafte Großstädter, um ihn noch einmal heranzuziehen, unter günstigen Um-

ständen in seinem Heim findet, meistens aber und ersatzweise in neuen Formen der Gemeinschaft suchen muß, in Abgeschlossenheiten, die nicht mehr an heimatliche Überlieferungen anknüpfen, teils ihnen vielmehr bewußt entgegentreten, weil sie als hinderliche Bindungen empfunden werden, teils einfach als veraltet mißachtet sind, da sie eben nicht mehr durch ein Heimatgefühl genährt werden. Man steht da vor einer Entwicklung, die zu ändern in niemandes Macht liegt. Immerhin werden Versuche gemacht, wie in der Bewegung das Tragen von Trachten zu beleben und nicht ohne Hoffnung, weil der Wunsch darnach aus der Mitte der Beteiligten, hauptsächlich der Bauerntöchter hervorgegangen ist. Von da aus ist dann allgemein eine Erstarkung des mit der Heimat verbundenen Eigenlebens in den Dörfern zu erhoffen; für die großen Städte nicht. Hier hat das im Menschen tief innewohnende Bedürfnis nach Gemeinschaft neue, von heimatlicher Prägung freie Bahnen eingeschlagen. Das Fastnachtstreiben in Basel sogar, wo es noch einigermaßen lebendig ist, wird im Grunde doch nur von einer kleinen Zahl in bodenständiger Überlieferung mitgemacht, für die weitaus größere Menge ist es ein Schauspiel wie andere auch, an denen es unbeteiligt ist. Was an die Stelle getreten ist, Sportkämpfe und die gewöhnlichen Vereinsbelustigungen — es soll keineswegs erhaben und abschätzig über sie geurteilt sein — haben keinen eigenen Charakter, sind in allen Ländern gleich und darum in diesem Zusammenhang betrachtet wertlos für die Bildung des heimatlichen Menschen.

Dieses Streben nach Absonderung, das gerade in den Trachten offenkundig ist, muß als ein ganz unbewußter Trieb angesehen werden, wie er sich auch in der Mannigfaltigkeit der Mundarten von Tal zu Tal, von Landschaft zu Landschaft äußert und mit dem Volkscharakter allein nicht zu erklären ist. Ein bewußtes Sich-abheben-wollen auch in der Sprache läßt sich bei den gehobenen Schichten im Gebiete aller Mundarten erkennen, wo nun eine mehr in der Betonung als in der sorgfältigen Pflege des Sprachschatzes liegende Sprechgewohnheit zur ganzen Haltung gehört, bisweilen sich freilich in Geziertheit überschlägt.

Dem neuen, nicht an das Heimatliche anknüpfende Gemeinschaftswillen gegenüber ist die tiefe Bildung der Empfindungswelt des Gemütes hervorzuheben, die im Aufwachsen in einer heimatlich geprägten Umgebung unmerklich aufblüht, so wie es Goethe im ersten großen Monolog der Iphigenie ausspricht: von den Hallen des Vaters, „wo die Sonne zuerst den Himmel vor ihm aufschloß". In dieser klassischen Dichtung hätte der Ausdruck Heimat sich nicht gut eingefügt, aber das, wonach hier Iphigenie sich sehnt, ist die Heimat, dort wo in vertrauter wohlgeformter Umgebung sich die ersten Ahndungen des Lebens aufschließen. Bei Goethe ist es die Sonne, die das bewirkt; wir nördlicheren Menschen danken diese allmähliche Erweckung allen Geistern und Kräften der Heimat, auch denen, die in Nacht und Stürmen sich offenbaren. So wie man sagt, daß für die Bildung das völlige Zuhausesein auf einem kleinen Gebiet zunächst wichtiger ist als

die nicht in die Tiefe dringende Berührung mit vielen Dingen, ist die enge Verbundenheit mit einem Erdenwinkel und seinen Bewohnern, wie sie durch das Heranwachsen in einer solchen Welt im Kleinen sich einstellt, für das ganze weitere Leben von unabschätzbarem Werte. Der klassische Goethe legt das Gewicht auf die väterlichen Hallen, die hellen, heiteren, dürfen wir beifügen, uns ist altväterliches Gemäuer, ist der Dorfplatz, die vielbesungene Linde am Brunnen vor dem Tore ebenso wichtig, kurz etwa die in den Ludwig Richter'schen Bildern verklärte Welt. So wie das Leben dort geschildert wird, war es wahrscheinlich nie wirklich und niemand bildet sich ein, daß eine Wiedererweckung eines solchen Daseins möglich ist. Allein es ist die Richtung nach einem Höchsten von Heimatlichkeit in seinem Gefühl- und Stimmungswert. Aber was unsere Heimat immer noch gibt, ist noch ein reicher Quell: noch haben wir wohlerhaltene Dörfer und Städtchen, unversehrte Täler, Flüsse und Bäche, stille Wälder, wo überall auch die heilsame stärkende Einsamkeit gewährt wird, ohne jenes Gefühl der Verlassenheit zu erzeugen, das in den Großstädten leicht zu Menschenverachtung oder Menschenscheu führt.

Die meisten Menschen hängen an den Dingen aus ihrer Jugend, so im Größeren an den Gestaltungen ihrer Heimat: sie möchten sie immer so bewahrt wissen und jedes alte Haus, das niedergerissen wird, ist wie die Zerstörung eines lieben Andenkens. Das kann zur Schwäche, zur bloßen Altertümelei werden, daher hat die Bewegung, die sich Heimatschutz nennt, früh erkannt, daß sich in der allgemeinen Veränderung auch die Heimat diesen Gesetzen nicht entziehen kann, aber diese Veränderung soll sich nun so vollziehen, daß sie sich der Eigenart der Heimat einfügt, daß, wie Odysseus auf der Insel der Kalypso nur einen Rauch vom heimatlichen Gestade zu erblicken sich sehnte, so im Neuen noch ein Zug der alten Art vernehmbar sei. Die Heimat kann somit als der überblickbare, mit unseren Erinnerungen und zwar langen Jugenderinnerungen erfüllte Erdenraum bezeichnet werden, der durch seine eigene Gestaltung sich vom darüber hinausliegenden Lande, als der Fremde, abgrenzt und abschließt. Wäre diese Eigenartigkeit nicht ein wesentlicher Bestandteil der Heimat und des von ihr genährten Gefühles, so könnte es so etwas wie Heimweh nicht geben. Und nun ist zur Vervollständigung die schon berührte, durch die Heimat begründete Gemeinschaft mit anderen Menschen, noch einmal zu erwähnen: die Mitgeborenen, die spielend sich fest und fester mit sanften Banden aneinanderknüpfen, wie Iphigenie an der erwähnten Stelle fortfährt, die anderen Menschen der täglichen Begegnung, diese Menschen, die mit dem zwar vieldeutigen Worte Volk am besten bezeichnet werden. Im Grunde sind sie der wichtigste Teil der Heimat: wer den Versuch macht und nach vielen Jahren der Fremde zurückkehrt, um in der Heimat die alte Verbundenheit wieder aufzunehmen, wird darin die größte Enttäuschung erleben, daß er nicht mehr dieselben Menschen vorfindet. Und er wird die alte Heimat nicht wiedererkennen wollen, weil er die unmerkliche, unver-

meidliche Veränderung nicht mitgemacht hat. Der Landsknecht auf dem schönen Böcklin'schen Bilde, der in die Heimat zurückgekehrt auf einem Mäuerchen sitzend das alte im Abendsonnenglanze daliegende Haus betrachtet, wird bald wieder fortziehen, da ihm niemand aus diesem Hause entgegenkommt. Unter diesen Jugenderinnerungen nehmen die gemeinsam verlebten Schuljahre und die Lehrer die bedeutendste Stelle ein. Im Vordergrund stehen aber auch Haus und Platz der Schule in unlöslicher Verbindung. Ungezählte Stunden werden in späteren Jahren mit der gegenseitigen Erzählung dieser Dinge zugebracht und nichts macht einem so eindrücklich, daß man nicht zu einem solchen Kreise gehört, als wenn man an diesen Erlebnissen nicht teil hat. Dieses gemeinsame Aufwachsen läßt sich durch nichts ersetzen; so ist der Schluß zu ziehen, daß die Heimat recht eigentlich das Jugendland ist, das wir immer wieder in der unmittelbaren Gegenwart finden möchten, wenn nicht gar der Goethesche Spruch gilt:

Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Und doch möchte nicht geleugnet werden, daß auch in zunächst fremden Lande sich ein solcher Erinnerungsschatz ansammelt und eine Verwurzelung eintritt, daß nun auch dort eine neue Heimat begründet erscheint und nicht „nur" ein Vaterland.

Auch das Vaterland setzt, wie erwähnt, einen räumlichen Besitz, der immer größer und ausgedehnter als die Heimat ist, voraus. Dieser Bereich fällt nicht immer mit dem Staate zusammen; Beispiele führen schon auf das heikle Gebiet der Politik; unverfänglich ist es immerhin, auf Danzig zu verweisen, einem durch den Versailler Vertrag geschaffenen Staate oder staatsähnlichen Gebilde, das sicher nicht das Vaterland des Danzigers ist. Zur Vollendung freilich ist das Vaterland gediehen, wenn es den ganzen von ihm erstrebten Bereich in staatlicher Ordnung geeint hat. Im Unterschied zur Heimat ist das, was ein Mensch für das Vaterland empfindet, nicht so sehr an die äußere Gestaltung des Landes gebunden, als an etwas anderes, das nicht so greifbar ist und darum in einem Symbol, einem Wahrzeichen seinen Ausdruck sucht. Es kann eine Blume sein, wie Edelweiß oder Alpenrose, auch ein Gebäude, wie etwa die curia helvetica, das Bundeshaus in Bern, obschon dessen heimatlicher Wert gering ist; am stärksten aber in der Fahne, und da wiederum, wenn sie einer in festem Schritt daherziehenden Wehrmannschaft vorangetragen wird. Wenn das Alphorn oder das Handörgeli Heimatstimmung erwecken, so sind es die schmetternden Trompeten, die vaterländisch wirken, d. h. die Zuversicht in das Geschick des Vaterlandes in hinreißender Weise verkünden, in hinreißender, ja aufpeitschender Weise wie in der Marseillaise; dem mächtigsten aller vaterländischen Gesänge, weil sie wie keine andere den Drang nach vorwärts, nach Tat, nach Ruhm so laut hinausruft. **Allons enfants de la patrie, marchons, marchons.** Daneben erinnere man sich des im letzten

Kriege beliebtesten deutschen Soldatenliedes mit dem Kehrreim: die Vöglein im Walde und in der Heimat, in der Heimat... Das Vaterland ist das Tätigkeitsgebiet des den jugendlichen Jahren entwachsenen Menschen, es ist das Feld, wo er sich durchzusetzen, aber auch ein von den Vätern überkommenes Ideal an seinem Teil zu verwirklichen hat. Darum sprechen wir von Vaterland und Vaterstadt; diese haben eine Sendung, wenigstens in der Vorstellung ihres Volkes, und je mehr der Einzelne davon durchdrungen ist und je zahlreicher sie sind, um so stärker und um so glänzender ist das Vaterland und je weniger das der Fall ist, und je mehr die Zahl schwindet, um so schwächer ist es und um so weniger kann noch von einer Vaterstadt, als einem eigentümlichen Wesen, die Rede sein; als bloßer Wirtschaftskörper hat es keine einen Bürgergeist erzeugende und bildende Kraft, es sei denn in einem großen geschlossenen und den Handel gewissermaßen auch über den bloßen Erwerb hinaus treibenden Gemeinwesen, etwa in Städten wie Hamburg und ähnlichen, wo noch der alte Spruch Geltung hat: zu leben ist nicht nötig, wohl aber daß Schiffahrt getrieben werde. Die Tätigkeit im Vaterland verlangt Veränderung und läßt sich nicht durch die Ehrfurcht vor dem Hergebrachten aufhalten und das mußte nun besonders zu Tage treten, seitdem die breiten Schichten des Volkes sich zu rühren und in die Geschicke des Landes einzugreifen begannen. Da gab es keine Schranken mehr, die alten Mauern und Tore mußten fallen; der Verkehr mit seinen Eisenbahnen; das Gewerbe mit seinen elektrischen Stromleitungen durchschnitt rücksichtslos das Land und überzog es mit einem Gitter von Masten und Drähten. Diese ungeheure Kraftentwicklung hat etwas Großartiges, aber ihr ist unendlich viel unersetzliches edelstes Heimatgut zum Opfer gefallen. So steht eben das Vaterland gegen die Heimat auf; jenes will sich entfalten, dieses bewahren; jenes ist zukunftsfreudig und -begierig; dieses flüchtet sich in die Erinnerung und die Vergangenheit. Das eigene Vaterland soll in Größe, Glanz, Macht, Vollkommenheit herausragen über die anderen; die Heimat mag noch so schlicht, so unansehnlich sein, sie bleibt teuerste Heimat und verleitet nie zu den Überheblichkeiten überstiegenen Vaterlandstums, um nicht Nationalismus zu sagen, und je weniger sie sich verändert, um so lieber ist sie. — Jenes kann mit dem Willen ergriffen werden, dieses nicht; so löst sich die oft und mit einem gewissen Spotte begleitete Frage nach den Vätern, die bei Sempach stritten, und zwar auf der richtigen Seite. Der zugezogene Fremde kann vom ersten Tage an unser Land, sein Geschick, sein von den Vätern dieses Landes gehegtes und mit Blut und Eisen verfochtenes Ideal in seinen Willen aufnehmen und es als sein neues Vaterland wollen. Ubi bene ibi patria heißt im schöneren Sinne: wo einer seinem innern Wesen gemäß leben kann, da soll sein Vaterland sein. Auch das Verhältnis zu den Mitmenschen ist im Vaterland anders als in der Heimat: dort steht man zusammen zur Erreichung gemeinsamer Ziele, aber man bekämpft sich auch und unterdrückt sich gegenseitig. In der Heimat fehlen diese Kämpfe auch

nicht; in den anscheinend friedlichsten Dörfern, um diese gleich Heimat zu setzen, bestehen manchmal Sippenfeindschaften von einem gegenseitigen Hasse, den man sich nicht leicht vorstellt. Aber es geht hier um andere Dinge; der Unterliegende gibt deshalb die Heimat nicht auf, wie es der im Vaterlande Besiegte oft tut, weil er in den höchsten Fragen nicht unterdrückt leben kann. Darum verlassen Hugenotten Frankreich und ziehen evangelische Salzburger in Gebiete, die ihnen nicht reizvoller vorkommen können, die aber eben ein neues Vaterland gewähren. Daß sie deshalb die Heimat in der Erinnerung nicht auch auslöschen wollen, darf auch ohne geschichtliche Belege angenommen werden. Wie angedeutet, geht die Entwicklung dahin, daß das Vaterland den Einzelnen immer mehr erfüllt, Grundlage seines Daseins wird und immer mehr Opfer von ihm verlangt. Das heimatlich oder durch die Vaterstadt gebundene Leben tritt demgemäß immer mehr zurück. Es sind nur kleine Kreise, Bevorzugter darf man wohl sagen, die hier noch ihr Lebensgebiet finden, seien es nun Bauern- oder Bürgersleute, aber es ist nicht zu viel behauptet, wenn in diesen Schichten die ursprüngliche Art am meisten zu finden ist und gepflegt wird, womit keineswegs etwas zu Gunsten einer nach diesen Ständen sich benennenden Partei gesagt werden soll.

Wenn in den gemachten Ausführungen für die Heimat mehr Wärme scheint aufgebracht worden zu sein, so einmal weil sie die Bedrohte ist, während andererseits doch nur aus ihr alle Eigenart hervorwächst; darin aber, daß ein Volk etwas Eigenes zum Ausdruck zu bringen hat, liegt die letzte Begründung für seinen Anspruch auf eigenes staatliches Dasein, auf staatliche Unabhängigkeit. Aus dem heimatlichen Wesen entspringt jenes vaterländische Ideal, jene Sendung, von der andeutungsweise die Rede war, und die, um diese wichtige Seite noch einmal zu streifen, gerne an das Wort Freiheit anknüpft, womit inhaltlich freilich nicht viel ausgesagt ist: Freiheit sicher, nämlich die eigenen Angelegenheiten auf eigene Art zu besorgen und diese Angelegenheiten sind zusammengefaßt: die sittliche wirtschaftliche Wohlfahrt Aller und zwar gemessen an den Bedürfnissen des gemeinen Mannes. Wer dessen Wesen richtig erfaßt hat, der kennt auch den Sinn der Schweizergeschichte. Damit scheint eine ziemlich nüchterne Aufgabe uns gestellt zu sein; und doch ist es eine hohe. Während andere Völker mit ihren Sendungen Andere beglücken wollen, ist uns eigentümlich: das eigene Haus wohnlich, und ohne Überschwung sei es gesagt, auch schön für Alle einzurichten. Vielleicht ergibt sich als Folgeerscheinung ein Vorbild, nur soll nicht etwa ein solches zu sein als die uns vom Geschick auferlegte Bestimmung ausgerufen zu werden. — Kehren wir zurück zu Gottfried Kellers Gedicht, so darf es nun so ausgelegt werden, Heimat und Vaterland mögen im gleichen Glanze des in staatlicher Ordnung verklärten Schweizerlandes leuchten! Und nun noch eine Frage nach der Kraft, aus welcher diese so viel beschworene Eigenart denn fließt und welche, um ein hervorstechendes Beispiel zu nennen, im Bernbiet das stattlichste Bauern-

haus, den stolzesten Landsitz, die ausgebildetste Mundart, das schönste Volkslied, Männer wie Gotthelf und Hodler und das mächtigste Staatswesen der alten Eidgenossenschaft hervorgebracht hat. Diese Kraft, von Gotthelf der Bernergeist genannt und dem Zeitgeist gegenübergestellt, ist das Volkstum, ein weiter nicht zerlegbarer, vielfach und leider fremd gewordener, aber für den, der damit sich vertraut gemacht, unerschöpflicher Begriff. Ihm, diesem Volkstum, verdanken wir unsere in unermeßlicher Mannigfaltigkeit gebildete Heimat, und eben dieses Volkstum gilt es zu erhalten, so wie die Mahnung des Römers lautete: este precor memores qua sitis stirpe creati.*)

Eine Stimme aus Frankreich.

Von **Gustave Hervé.**

Nationalisten aller Länder sind einig in der Zuversicht, daß der selbstgenügsame, weil volkgebundene Nationalismus des 20. Jahrhunderts Europa erneuern und der Welt die Idee einer übervölkischen Friedensordnung schenken wird.

Dieser Leitgedanke soll über der Schriftenreihe stehen, die ich zweisprachig unter dem Namen „Internationale Stimmen der Nationalisten" — „La Voix Internationale des Nationalistes" im Verlage Dr. E. Batschari (Zürich-Berlin-Paris) in diesem Frühjahr eröffnen werde. Carl J. Burckhardt (Genf), E. Gimenez Caballero (Madrid), J. Evola (Rom), Alfred Fabre-Luce (Paris) und Gustave Hervé (Paris) werden neben dem Herausgeber in den ersten Heften zu Worte kommen.

In meinem vor Jahren geschriebenen Buche über das Naturrecht (Librairie du Recueil Sirey, Paris 1931) bin ich für ein neues Völkerrecht eingetreten, das die natürlichen Lebensrechte der Völker zur Geltung bringt, für eine überstaatlich-übervölkische Friedensordnung, deren geschichtliches Vorbild ich im deutscheuropäischen Gedanken des Hochmittelalters fand. Die europäische Geschichte der jüngsten Zeit konnte mich nur noch unerschütterlicher machen in der Überzeugung, daß der imperialistische, alles Volkstum vergewaltigende und sich angleichende Staats-Nationalismus des 19. Jahrhunderts einem neuen Volks-Nationalismus weichen wird, dem die Zukunft gehört.

Auch Gustave Hervé, der mutige französische Politiker und Gelehrte, Hauptschriftleiter der Tageszeitung „La Victoire", dessen nachstehend wiedergegebene Worte an das deutsche Volk das erste Heft meiner Schriftenreihe einleiten, gehört zu den Wenigen, die sich nicht scheuen, sich „Nationalisten" zu nennen und die sich dieses Namens nicht zu schämen brauchen, da sie nicht das gewalttätige, kalte Ungeheuer des staatlichen Macht-Nationalismus meinen, das freilich der Beschönigung eines pazifistischen Internationalismus bedarf, sondern einen lebensnahen Volkstums-Nationalismus, der sein über

*) Bleibt, ich bitte euch, eingedenk, aus welchem Stamme Ihr hervorgegangen seid.